

Epistemische Asymmetrie

Die großen Wissenschaftsplattformen, die sich früher einmal Verlage nannten – in der Wissenschaft etwa Elsevier, Springer Nature, Wiley, Taylor & Francis und SAGE –, sind heute global agierende Unternehmen, die gemeinsam einen jährlichen Umsatz von 19 Milliarden Dollar generieren. Sie liegen damit knapp hinter Film- und Musikindustrie – bei weitaus höheren Gewinnmargen von bis zu 40 Prozent.¹ Als teils börsendotierte Plattformen sind sie auf kontinuierliche Expansion angewiesen. Eines ihrer langfristigen Interessen gilt nachvollziehbaren Profilen. Aus dem individuellen Nutzungsverhalten von WissenschaftlerInnen auf eben jenen Plattformen (und darüber hinaus) soll sich, so die Hoffnung, Wissen über Netzwerke, Muster und Relationen gewinnen lassen, das dann monetarisiert werden kann – nicht zuletzt, indem es an eben die WissenschaftlerInnen zurückverkauft wird, die es generiert haben. Da die wissenschaftliche Publikationstätigkeit per se unter Klarnamen geschieht und der wissenschaftliche Austausch zudem hochgradig digitalisiert und formalisiert ist, dürfte dieses plattform-spezifische Wissen eine enorme Dichte und Detailtiefe aufweisen – auch wenn bis heute nicht ganz klar ist, wozu es verwendet wird oder werden könnte.

Das Szenario des umfassenden Wissenschaftstrackings berührt, wenn man es für den Versuch einer Annäherung zuspitzt, zwei Grundbegriffe des wissenschaftlichen Selbstverständnisses und könnte ihre Funktion innerhalb der Wissenschaft verändern: Nachvollziehbarkeit und Profilbildung.

1. Wissenschaft benötigt Nachvollziehbarkeit. Zahlreiche Praktiken der Nachvollziehbarmachung zielen darauf, zumindest in den eigenen Denkkollektiven Verständnis zu produzieren. Nicht-Nachvollziehbarkeit hat in disziplinären Auseinandersetzungen eine wichtige Abgrenzungsfunktion. Selbst wenn sich die Praktiken disziplinär stark unterscheiden, sind das Zitieren, das Aufbauen auf dem Forschungsstand und das Offenlegen der eigenen Methode (von μετά (metá) und ódós (hodós) für Weg),

1 Martin Hagve: »The Money Behind Academic Publishing«, in: *Tidsskrift for Den norske legeförening* 140 (2020), Heft 11, S. 1105–1107, doi: 10.4045/tidsskr.20.0118.

die soziale Dynamik der wissenschaftlichen Debatte, das Peer Review, das Erläutern von Fehlern, Sackgassen und Umwegen sowie das Argumentieren, Replizieren und Reproduzieren kaum verzichtbare Elemente wissenschaftlicher Arbeit. Sie sind idealiter darauf ausgerichtet, Behauptungen für die Zielgruppe und unter Umständen auch darüber hinaus intersubjektiv nachvollziehbar zu machen. Methodisches Vorgehen besteht grundsätzlich darin, den Weg zu einer Erkenntnis so zu erklären und zu teilen, dass diejenigen, die von den gleichen Voraussetzungen ausgehen, den gleichen Weg wählen, die Erkenntnis erweitern und sie dabei zugleich überprüfen können.

2. Auch ohne Profile und Praktiken der Profilbildung ist Wissenschaft kaum denkbar. Karrieren in der Wissenschaft beruhen auf fachspezifischen Politiken der Profilierung – im Guten wie im Schlechten. Aussagen müssen Subjekten zugeordnet werden, um im System der Wissenschaft wirksam zu sein. Der Wert einer wissenschaftlichen Aussage bemisst sich nicht selten eher am Profil der aussagenden Person als am Inhalt. Wissenschaftliche Aussagen mögen durch ihre Nachvollziehbarkeit für sich stehen und – so die Hoffnung – auch ohne Bezug auf das aussagende Subjekt Gültigkeit bewahren können – ohne Profile wäre der soziokulturelle Prozess, in dem Aussagen produziert, beglaubigt und durchgesetzt werden, aber nicht denkbar. Anonym veröffentlichte Forschungsergebnisse tauchen auf keinem Lebenslauf auf. Oft können wir Texte auch ohne Kenntnis des AutorInnennamens zuordnen und im anonymen Peer Review ist es nicht selten kein Problem, die AutorInnen aufgrund ihrer Profile nach einer kurzen Recherche zu identifizieren.

Was bedeutet es nun, wenn im Forschungsprozess nicht nur der Weg zu einer Aussage nachvollziehbar wird (oder werden könnte), sondern auch das Verhalten von WissenschaftlerInnen in ihrer alltäglichen, durch digitale Tools vermittelten Forschungspraxis? Wenn Profile und Nachvollziehbarkeit durch spezifische technische Verfahren der Datensammlung und -analyse in die Hände von dritten Instanzen gelegt werden, die an der Generierung von wissenschaftlichem Wissen kein Interesse haben und nichts zu ihm beitragen? Wenn dabei ein einziges, wissenschaftsexternes Kriterium dominiert, nämlich ihre ökonomische Verwertbarkeit? Wenn über das Nutzungsverhalten individuelle Wege der (Re-)Konstruktion wissenschaftlicher Fakten in ein graphenbasiertes Profil übersetzt werden, das sich aus gelesenen und geschriebenen Texten, Verweildauern, Zitationsverhalten, Netzwerkbildung, Tagungsbesuchen, digitalen Notizbüchern, Bi-

biometrien, Rankings, möglicherweise sogar Shoppingverhalten, sexuellen Vorlieben und politischen Ansichten zusammensetzt (der Markt für Profile ist groß und das Angebot unerschöpflich)? Was bedeutet es, wenn Nachvollziehbarkeit zu einer Frage der bibliometrischen Big Data-, Graphen- und Netzwerkanalyse wird und die Aggregation von Daten, die in digital gestützten Forschungsprozessen anfallen, mit einer Profilbildung einhergeht? Wie verändert sich ein Profil, wenn es sich im Besitz eines Verlages befindet, der zugleich über bewerbungsrelevante Rankings entscheidet? Ist das Wissen der Plattformen auch für die Wissenschaft nachvollziehbar?

Zugespitzt gefragt: Gehören Trackingdaten und Plattformprofile in Nachlässe und müssten zukünftig etwa in Marbach archiviert werden? Dass diese Zuspitzung zugleich neue Forschungsfragen eröffnet und Generationen von Forschenden Material geben würde, zeigt das Dilemma: Nachvollziehbarkeit und Profilbildung sind nicht nur Kernelemente wissenschaftlicher Praxis, sondern zugleich die Voraussetzung von effektivem Tracking. Wissenschaft und Tracking teilen eine innere Funktionslogik. Kaum jemand ist leichter zu tracken als ein/e WissenschaftlerIn – über kaum jemanden findet man schon mit den Bordmitteln des eigenen Browsers so viel Information. Diese Information lässt sich nicht verbergen, ohne die Nachvollziehbarkeit und Profilbildung zu verhindern, die Wissenschaft zugrundeliegen.

Man könnte nun einwenden, dass es keineswegs so weit kommen muss und die eingesetzten Tracking-Verfahren weitaus ineffektiver und unzuverlässiger sind, als es den Anschein hat. Die Zusammensetzung aggregierter Daten zu einem konsistenten und einer Person zuzuordnenden Profil ist in der Tat eine zentrale Herausforderung aller Plattformen und es ist unklar, inwiefern z.B. Meta wirklich in der Lage ist, heterogene Datensätze sinnvoll zu verschränken. Bei allem Gerede über Cambridge Analytica ist bis heute keineswegs gewiss, ob die kolportierte Detailanalyse von Wahlverhalten wirklich erfolgreich war und Individuen zugerechnet werden konnte. Doch nehmen wir einmal an, es wäre möglich (oder es würde bald möglich werden): Was bedeutet es für die Wissenschaft, wenn nicht nur wissenschaftliche Behauptungen in wissenschaftlichen Auseinandersetzungen nachvollziehbar gemacht werden, sondern für eine dritte Instanz auch der individuelle Weg zu einer Erkenntnis nachvollziehbar wird? Und was kann aus diesem Wissen repliziert, rekonstruiert und verstanden werden? Wer oder was ist das Subjekt und wer oder was das Objekt dieses Wissens? Während allseits über eine vermeintliche ›Cancel Culture‹ diskutiert wird, wird die Wissenschaftsfreiheit von einer anderen Front tatsächlich bedroht.

Zwischen Wissenschaft und Plattformen tut sich eine epistemische Asymmetrie auf: Was die Plattformen dem Vernehmen nach mit Wissenschaftsdaten tun oder tun wollen, kann von Seiten der Wissenschaft weder repliziert noch reproduziert oder verstanden werden – es ist nicht nachvollziehbar. Nachvollziehbarkeit (zumindest für die eigene Peer Group) ist ein Gütekriterium wissenschaftlicher Praxis, Nicht-Nachvollziehbarkeit sichert das Geschäftsgeheimnis der Plattform. Was nachvollzogen wird, mag sich auf beiden Seiten unterscheiden: Den Plattformen geht es nicht um Argumente oder Inhalte, aber Metadaten über den Forschungsprozess, Zitationshäufigkeiten oder Netzwerke sind auch für die Wissenschaft von Bedeutung, weil sie Teil der wissenschaftsimmanenten Profilbildung sind. Auch wir wollen wissen, wer (unsere) Texte liest und wie jemand an eine Position gekommen ist, von der aus ein Aussageakt möglich wird (das soziale Netzwerk academia.edu speist sich aus diesem funktionalen Begehren). Doch die Daten und Analysen der Plattformen stehen der Wissenschaft eben nicht zur Verfügung (oder wir müssen dafür bezahlen wie im Fall von academia.edu, das sich bezeichnenderweise an Individuen und nicht an die Institutionen wendet, an denen sie forschen). Zugleich wird es immer schwieriger, in einer sich internationalisierenden Forschungslandschaft nicht bei den großen Verlagen zu publizieren und deren Recherche- und Arbeitstools sowie ihre bibliometrischen Hilfsmittel zu ignorieren.

Im Gegensatz zu Forschenden verfügen die Verlagsplattformen – allem Anschein nach – über die finanziellen und personellen Ressourcen, getrackte Daten auf eine Weise auszuwerten (und damit profilbildend nachvollziehbar zu machen), die WissenschaftlerInnen nicht zugänglich ist. Alexander Galloway hat für die großen Plattformen außerhalb der Wissenschaft eine ähnliche Beobachtung gemacht: Zur Erforschung digitaler Kulturen werden – etwa in den Digital Humanities – eben die quantitativen Verfahren der Datensammlung und -analyse eingesetzt, auf denen ökonomische Wertschöpfung in digitalen Kulturen beruht.²

Die großen, globalen Plattformen entwickeln also zugleich die Tools und verfügen über die Datensätze, die zur Forschung in und zur Erforschung von digitalen Kulturen (in diesem Fall der Wissenschaft) nötig sind. Wie Jeffrey Pooley gezeigt hat, ist die Entwicklung der Such-Engine von Google

2 Vgl. Alexander R. Galloway: »The Cybernetic Hypothesis«, in: *Differences* 25 (2014), Heft 1, S. 107–131.

selbst von bibliometrischen Zitationsanalysen inspiriert.³ Vor dem Hintergrund dieser historischen Verschränkungen sind die Wissenschaftsplattformen zumindest prinzipiell (und ökonomisch) in der Lage, Tracking auf einer Skalenebene zu betreiben, die WissenschaftlerInnen nicht zugänglich ist, sowohl in Hinblick auf die verwendeten Tools als auch auf die Menge an Daten. Dabei wird – qua Profilbildung und Nachvollziehbarkeit – Wissen generiert, das zwar nicht wissenschaftlich ist, für die Wissenschaft aber durchaus eine Funktion haben könnte – zumindest bei Befolgung der Regeln der Anonymisierung, die für die Wissenschaft gelten. Der Kern dieser Asymmetrie besteht darin, dass Wissen und Forschung über und in digitalen Kulturen an eben die Medien und Methoden gebunden sind, die diese Kulturen hervorgebracht haben. Wer mit digitalen Methoden und Tools – gegebenenfalls sogar über die entsprechenden Plattformen – forschen will, aber auch wer die Plattformen zum Publizieren nutzt, ihre Tools anwendet oder die von ihnen publizierten Texte liest, steht also vor einem Problem: »Is it appropriate to deploy positivistic techniques against those self-same positivistic techniques«?⁴ Aufgrund der epistemischen Asymmetrie werden die Plattformen uns nicht verraten, was sie mit unseren Daten tun, während es für uns mangels Alternativen immer schwieriger wird, die Tools der Plattformen zu ignorieren.

Als WissenschaftlerInnen können wir nicht auf Profile und Nachvollziehbarkeit verzichten. Wir sind das perfekte Target: leicht zu identifizieren und intrinsisch dazu motiviert, langlebige Spuren zu hinterlassen. Im Gegensatz zu sozialen Plattformen, auf denen Taktiken der *obfuscation* und der Verschleierung zum Repertoire des Widerstands gehören,⁵ können WissenschaftlerInnen kaum ohne ihren Klarnamen publizieren und sich nicht weigern, zu zitieren und so Netzwerke nachvollziehbar zu machen. Wir haben, so scheint es, keine Waffen für diesen ungleichen Kampf in der Hand – außer der generellen Weigerung der Wissenschaftsverbände und Rektorate, die datenbasierte Vogelperspektive auf das wissenschaftliche Tun und die damit ermöglichte Extraktion von Wissen aus der Wissenschaft zu verkaufen. Würden sich Universitäten weigern, Geschäfte mit Wissen-

3 Vgl. Jefferson Pooley: »Surveillance Publishing«, in: *The Journal of Electronic Publishing* 25 (2022), Heft 1, S. 39–49.

4 Galloway: »The Cybernetic Hypothesis«, in: *Differences* 25, S. 110.

5 Vgl. Finn Brunton und Helen Nissenbaum: *Obfuscation. A User's Guide for Privacy and Protest*, Cambridge 2015.

schaftsplattformen zu machen, wäre zumindest ein erster Schritt getan, um die Vorherrschaft des Metrischen zu brechen.